

Jirius Albert Schumann. Die große militärische Parodie „Maroto“ geht in der heutigen Nachmittagsvorstellung des Jirius Albert Schumann zum zweiten Mal in Szene. Sieht man, mit welchen Auswüchsen an Personen und Tieren, Detonationen und Ausfaltung dieser wirkungsvollen Bilder aus dem spanisch-mexikanischen Kriege inszeniert sind und denkt man, daß bereits zum zweiten Mal das Pracht-Mangenschaustück der Gegenwart, „Eine Nordlandreise“, in noch imposanterer Großartigkeit aufgeführt wird, so muß man zugestehen, daß Direktor Albert Schumann mit seinen diesjährigen Leistungen den Gipfel des Möglichen erreicht hat.

Buapeller Orpheumgesellschaft. Der tolle Schwanz „Eine Juchzeit“ von Singer und Lauffig wird im Verein mit der Parodie „Die Brüder Bernhardt“ von Josef Armin auch in der abgelaufenen Woche seine Zugkraft. Der Beginn der ersten Post ist präzis 1/9 Uhr.

Sonntagskonzerte auf dem Rahlenberg. Die Neueinführung der heutigen Saison, daß auf dem Rahlenberge nicht nur an Sonntagen, sondern auch am Mittwoch und an Sonntagen Konzerle stattfinden, beschäftigt sich bestens. Heute konzertiert der Kapellmeister Johann Müller, der Nachfolger Ziehrers, mit seinem ausgezeichneten Orchester auf der Hotelterrasse.

Theater, Kunst und Literatur.

Elektra.

Tragödie in einem Akte, von Sophokles, von Hugo von Hofmannsthal. Zum ersten Mal aufgeführt von der Kompe des Reiches kleinen Theaters in der Wien am 13. Mai 1906.

Im zweiten Akte des Athinischen Museums sind die mythenischen Hunde, Maffen, Geräte, Schmuck. Und Gold überall, strahlendes, leuchtendes, gleichendes Gold. Streifen aus Gold, Scheiben aus Gold, an die Gewänder zu heften. Stirnbänder, Wappentafeln, Schmertgriffe. Goldene Scheiben, goldene Gürtel, goldene Becher. Goldmasken, Goldplatten, den Leiden über das Gesicht und auf die Brust gelegt, als Schutz oder Zier. Und in dieses glühende, funkelnde Gold das ganze Leben eingepreßt, Ranken, Schmetterlinge, Käfer, Männer auf der Jagd oder im Kriege, Delphine, Löwen hinter Gazellen, hinter Hirschen her. Man weiß nicht, was man an dieser Kunst, die an die vierhundert Jahre alt ist, mehr bewundern soll: die verblüffende Präzision der Hände, die mit allen Schärfeigenschaften spielen, oder den gelassenen Gesinnung im Wechsel der Linien oder durch eine unangelegener Luft am Leben, einer unermesslichen Seligkeit an der eigenen Kraft, einer unbeweglichen Sicherheit, der aus jeder Gefahr, aus aller Not nur immer wieder ein neuer Sieg winkt. Das Schöne sind wohl die beiden Weiber, die Klytemnestra in Agrippa, wo einst Amphitrua war, unweit von Sparta, ausgegabt hat. Weiber, etwa acht Centimeter hoch, mit einem Hentel; auch Sitze, in getriebenen Reliefs, auf dem einen wird, im Kampfe mit zwei Jägern, auf dem anderen gelehnt, von einem Hirtin gehalten, der das eine der Tiere an einem Stride zieht, daß es sich ausstümt vor Schmerz. Auch hier wieder: welche Ruhe, welche Kraft, welche Freudel Furchtbares wird dargestellt, aber furchtlos, ja als ob die Furcht den Menschen gar noch nicht bekannt geworden wäre, diesen Menschen, die sich größer und stürker wußten, als alle Schreden des Lebens und des Todes sind. Menschen von einer Vermessenheit, die Kinder sie haben, bevor ihnen noch ein Leid geschehen ist; und darum unarmherzig, unfähig, mit zu leiden. Menschen, welchen das Leben und der Tod und alle Abenteuer und jede Gefahr und die Drohungen, welche der Himmel und das Meer und die Erde bergen, immer nur ein Spiel sind, ihren Mut und ihre Macht zu proben.

Dann aber kam die große Dorische Wanderung. Diese Kunst, leicht lebender, furchtloser, wunschlöser, argloser, in der eigenen Kraft ruhender Herren ist plötzlich zerbrochen, verfallen, verschollen. Der Mensch wird zurückgeworfen. Alles ist vergessen. Er fängt erst noch einmal wieder an. Eine neue Kunst beginnt, tappend, roh, ungeschickt. Die Kunst der Porzellanfiguren auf der Akropolis. Seltsame, ja für uns lächerlich heftige Gestalten, Männer mit violetten Wärten und Haaren, gestrotzte Löwen, tiefblaue Stiere. Da ist der dreieckige Ixion, da ist Herakles, mit dem Leiton ringend, da ist wieder ein Stier, von zwei Löwen zerfleischt. Also die alten Themen, wie damals. Dort ein Stier, der gequält wird, wie hier. Aber hoch dargestellt mit der Luft an der Qual, der Luft des Stierens, der sich selber sicher weiß; hier mit der Furcht vor der Qual, der Furcht des Gequälten, der selber gelitten hat. Denn zwischen den zwei Künsten, jener herrischen vor der Wanderung und dieser traggischen nach der Wanderung, ist eine große Erfindung geschehen: die Menschheit hat das Mittel entdeckt, das Mitleid und die Furcht. Wir wissen ja noch immer nicht, was jene Wanderung eigentlich war: eine Verschlebung von Rassen (wofern die Herren etwa gar keine Griechen gewesen) oder aber, in derselben Rasse, eine der Stände, eine nationale oder eine soziale Erschlüpfung. Doch jedenfalls ein Sturz der alten Mächte, eine Erhebung neuer: Herren, seit Hunderten von Jahren ungeschlachtet, gebräutet, Rechte, eben noch an der Feste, liegen aus dem Dunkel auf. Aber es ist noch kein König; wer nach der Krone greift. Diese neuen Herren, plötzlich zur Macht emporgestiegen, können nicht vergessen,

Erinnerung an die Gruel ihrer Vergangenheit sieht neben ihnen und sie schlafen schlecht, sie träumen schwer, ängstlich aufwachend, ob man sie morgen nicht wieder betrogen wird. Ihr Problem ist: was sie äußerlich sind, nun aber auch innerlich zu werden. Sie zu dem, was sie für die anderen sind, auch vor sich selbst zu machen. Sie als die Herren fühlen zu lernen, zu welchen sie sich aufgeworfen haben. Erziehung geborner Rechte zu freien, Verantwortung von Freigen in Froche. Denn was hilft die Tat der Waffen, so lange sie das schlechte Gewissen haben? So lange sie noch selbst nicht an sich glauben, bekommen von der Unsicherheit ihrer Gefühle, im Dunst verdrängender Drohungen, die sie liberal wittern, wird ihre auf das Schwert gestützte Macht doch immer nur ein bloßer Schein sein. Die Zeichen der Herrschaft nützen ihnen nichts, so lange sie nicht auch innerlich den alten Herren gleichen. Dies: das altische Welt mit dem Geisse zu füllen, den einst die großen Könige hatten, ein Volk also, dem die Spur entsetzlicher Vergangenheit noch immer in den Eingeweiden schlingt, geistig zu heroisieren, ist der ungeheure Versuch der Athinischen Zeit. Hier wurzelt die Tragödie, hier Phidias. Jene sucht den ganzen Inhalt der Mäthen, in welchen sich das Furchtbare der Vergangenheiten zusammengebrängt erhält, „abzureagieren“, wie die Phidiaser heute sagen, indem sie ihn aus der Dämmerung verflüchtender Annungen an den Tag glänzender Feste bringt, zugleich zeigend, wie sich der Reiz der Götter und das Schicksal an Menschen bricht, die bei sich so stark sind, sich zu bleiben. Und dieser stellt nun solche schöne Menschen auf die Straße hin, ihrer eigenen Annuit so züchtlich froh, daß sie nichts mehr fürchten können, wenn ihnen nur diese bleibt, wenn sie nur sich selbst haben dürfen. (Wörter man mehr in meinen Dialogen nachlesen mag, jenem „vom Tragischen“, besonders aber dem „vom Panos“, der den Philologen so zuwider ist.) Die ganze große Zeit der Griechen dreht sich nur immer um diesen einzigen Versuch: Herren werden zu machen, daß sie einst Rechte waren; aus Menschen, die so gelitten haben, daß sie noch davon jütern. Starke, Sichere, Frohe zu wähen; Scham und Angst in Stolz und Lust zu verwandeln. Und es gelingt nie. Der Knecht bleibt immer im griechischen Gemüt verhaft, wie laut sich auch außen der Herr vernehmen mag. Daher der Gram, der den schönsten Köpfen fill in den Winkeln der leise verzogenen Lippen fikt. Dabei die buntepe Sehnsucht, die immer geringer in den tragischen Selben anschwillt, bis sie zuletzt aus dem Euripides bricht. Aristophanes, der für jenen griechischen Geist der großen Zeit die Weisenschaft und Zudrunk des späten Romanizierers hat, weiß, warum er den Euripides so haßt. In Euripides und Sokrates fällt der Herr vom Griechen ab, das Werk der großen Zeit ist zerfallen, der nackte Knecht wird offenbar. Sie sind beide eigentlich schon Christen.

Windelmann und Goethe haben das griechische Wesen nicht erkennen können, weil es in den Nachworten, an die sie gewiesen waren, abgeblät und verdundelt ist. Sie wurden den Geist gemäß, der überall zur Größe, nach Ruhe, in gesicherte Freude drängt, aber ohne zu merken, welche Gewalt er sich antun muß, wie wehe der griechischen Heiterkeit ist; die geheimen Zeichen der tiefen Angst von Menschen, die sich verzerren müssen, um so mutig und fest zu scheinen, als sie gern wären, haben sie nicht. Die Statue, vom Griechen hingestellt als ein Weib der Menschheit, zu welchem sie sich doch erst emporzitenden soll, schien ihnen vielmehr der Ausdruck der griechischen Natur, welche zu verleugnen, zu verwandeln wir jetzt als den tiefsten Sinn der klassischen Kunst, verstehen lernen. Und vom Scheine heißt, den sich die Statue gibt, unempfindlich für die Freiheit in jenen Nachworten fast erloschenen Spuren der Not und Pein, von welcher diese Kunst ausgehoben wird, verloren sie sich an jenes falsche Griechentum, das dann von den Epigonen noch völlig vergesselt wurde. Es sei, hat Windelmann gesagt, das Grundgesetz des hohen Stils gewesen, „das Gesicht und der Stand der Götter und Selben rein von Empfindlichkeit und entfernt von inneren Empörungen in einem Gleichgewichte des Geffühls und mit einer friedlichen, immer gleichen Seele vorzustellen“. Das wurde nun auch noch auf die Griechen selbst übertragen und dieses attische Gesicht, ein Genie im Leben, mit Sinnen der verdrücktesten Empfindlichkeit, Herben von so schauerlicher Gier, daß es nur in einem Laumel von beständiger, aus allen Gebärden, aus der Sprache, aus jedem Schritte der menschlichen Beziehungen zuströmender Musik überhaupt leben konnte, hundert Jahre lang den Schulbuben als ein Muster verschlafener Mäßigung und wunschlöser geduldiger Ergebenheit in ein pensionierter Leben hingestellt. Perit, der sein Volk von der ungeheuren schmerzlichen Gier bebrocht sah, in der jeder sich vor dem anderen die Brust aufriß, um ihn mit seinem Zimmer anzupeden, glaubte es zu retten, indem er ihm durch die Tragödie und durch die Plastik) gebot: holg zu werden, seine Seele zu derringeln, nach außen zu lächeln, sich nichts merken zu lassen, un durchsichtig zu sein. Es ist ihm dennoch nicht gelungen, die Griechen über sich zu täuschen. Aber uns. Für die nachkommen Nationen hat er sie un durchsichtig gemacht. Bis auf Burckhardt und Nietzsche. Die nahmer ihnen die Masken der ewig gleichen Stille, der starren Heiterkeit ab. Nun sehen wir wieder in ihr von Gier und Gram zerrissenes Gesicht.

Wie wir jetzt die Griechen sehen, als ein Volk, das vergeblich im Glanze freierlicher Reden, flatternder Musik, verzaubernder Gebärden, die buntepe Not unseliger Menschen zu vergessen sucht, hat sie Hofmannsthal in seiner Elektra gezeigt. Ob diese denn eigentlich griechisch sei, ist

viel gestritten worden. Nein, hat Hauptmann einmal gesagt: er liebe das Ethid, aber griechisch sei es nicht: „Denn bei den Griechen scheint in tiefstem Leid aus der Ferne doch immer das blaue Meer herein.“ Hauptmann hat recht; das ganze griechische Wesen kann man gar nicht besser aussagen: „Tiefes Leid, immer mit dem Bild aufs blaue Meer.“ Aber nachdem man uns hundert Jahre nun immer nur das blaue Meer im Griechischen gezeigt, war es an der Zeit, uns endlich wieder das ungeliebte Leid fühlen zu lassen, auf dem alles griechische Wesen ruht. Uns gerade, dieses neue Geschlecht der großen Schijnst ins Freie, nach Wind und Welle, zum Himmischen empor, die doch immer nur im Leiden erschöpften Menschen erst erfüllt wote. Am des Lebens: froh zu werden, muß einer erst alles erlitten haben; Freude, die nicht wissen, was vor ihr leidet, hat leer, fruchtbarer Lust blüht nur aus dem Leid auf. Hofmannsthal hat uns hier in die tiefsten Höhlen irdischer Pein gezwängt. Nun barren wir, ob er die Kraft haben wird, auch durchzubringen, hinaus und hinaus, in das blaue Meer!

Die Elektra der Gertraud Scholdt gehört zum Stärksten der heutigen Schauspielkunst. Hier ist die Welt zu, der Atem der Menschheit stockt. Ein Wesen, ganz ausgefaugt und ausgehört, von Leid; alle Seltere zerrissen, die sonst Sitte, fremdliche Gewohnung, Scham um uns zieht. Ein nackter Mensch, auf das Letzte zurückgebracht. Ausgeslossen in die Nacht. Haß geworden. Haß essen, Haß trinken, Haß spenden. Mund vor Haß, geil vor Haß, toll vor Haß. Nicht mehr irgend ein Wesen, das lacht, sondern der Haß selbst. Schreie, wie aus ferner Urzeit her, Tritte des wilden Tieres, Wille des ewigen Chaos. Gräßlich, fagen die Leute, zusammenfassender, Gräßlich. Aber eben darin griechischer, als es jemals die Kunst der strengen Linie, der klugen Mäßigung, der jarten Stille sein kann. Denn Griechisch ist: aus Gräßlichem Schönheit zu holen.

Es nicht ganz leicht, zu sagen, wie die Vorstellung gestern eigentlich gewirkt hat. Sie begann mit Schillings Prolog zum Deipnus, der, unter Hans F i g n e r s sicherer und großer Führung, wunderbar erregte und ergreif. Und nun die Scholdt. Das Publikum zog den Atem an, tief Besonnenen und eine Stille von Angst und Erwartung. Bis zur Szene mit der Klytemnestra der D u r i e u r. Hier wich die Stimmung, das Publikum beehrte sich, unruhig und sich schüttelnd wie ein Pferd, das vor Ungeheul schraubt. Auch in der zweiten Szene mit der Christophemis der G ö l l i c h noch. Erst an den seltsam glänzenden Gebärden M o i s s i s als Orest und auf den ruhig großen Ton, den Josef R e i n e dem blutigen Agallig gibt, sammelte sich die verflatterte Spannung wieder. Dann aber war es die nervöse Kraft der Scholdt, die man förmlich über die Rampe gleiten und an den Hals der Bauschenden greifen spürte, diese hinretende Kraft war es, die zuletzt doch einen starken Erfolg erzwingt.

G e r m a n n B a h r.

Carl-Theater. Gestern hat diese Bühne einen Versuch mit der Krenn-Undauischen Poste „Ein armes Weib“, die vor zwölf Jahren ein Persepolisstück des Theaters an der Wien war, gemacht. Jeder erinnert sich noch an das Lieb „Margarete, Mädchen ohnegleichen“ und mancher vielleicht auch an den Grundgedanken des Stückes. Ein reiches junges Mädchen, das selbstlos geliebt werden will, gibt sich für arm aus, um die Verehrer zu prüfen. Natürlich besteht nur ein Ehrenmann diese Art von Goldprobe. Um aus einem so ersten Gedanken eine Poste abzuleiten, mußte man den Figuren jederzeit gestalten, plötzlich zu vergessen, was sie eigentlich wollen. Allerlei Ill, Musik und Tanz füllten sechs Bilder aus. Das Schicksal solcher Posten hängt ganz von den Dachelem ab. Ihnen bleibt es überlassen, den Vorgängen Leben einzufhauchen. Die weibliche Hauptrolle wird wieder, wie vor zwölf Jahren, von Frau B i e d e r m a n n gespielt. In der einst von Stabid gegebenen Rolle entwidelt Herr B a l b e r a r e Wienerische Komik und guten Genußvortrag. Das Publikum nahm die Vorstellung mit Beifall an.

Kaiserjubiläum-Stadttheater. Die Gesellschaft des Theaters an der Wien eröffnete gestern ihr Gastspiel an dieser Bühne mit der Operette „Wiener Blut“, die auch hier ihre Zugkraft bewahrt. Das Haus war ausverkauft, die Darstellung sehr animiert und das Publikum in bester Stimmung. Die Retreiter der Hauptrollen, darunter besonders Fräulein Gerda W a l d e sowie die Herren P a g i n und K a t l e r, wurden durch lebhaften Beifall ausgezeichnet und nach allen Seiten wiederholt gerufen.

Am Holopentheater wird Dienstag die Oper „Die Bohème“ unter Mitwirkung der Damen Gutheil-Schoder und Frenk, der Herren Schröder, Wotter, Stehmann, Hesh, Ritter und Marian gegeben. Hierauf folgt das Ballet „Coppelia“.

Für das Deutsche Volkstheater wurde Dr. Ernst W e i l i c h, Durchregisseur des Berliner Theaters, Verfasser der vom Burgtheater angenommenen Personendie „Das Fest von St. Matern“, als Regisseur engagiert.

Am Hof und Theater wird heute Abends als Aufschubvorstellung des Herrn Leopold S t r a b a c h e r „Lumbociogabundus“ aufgeführt. Mittwoch den 17. b. tritt die Gelangensbreite Fräulein S a a l o g a a s W i g n a d e l auf. Am 18. b. geht auf dieser Bühne das Schauspiel „Die Waise aus Snowood“ mit Fräulein Meininger als Jane Grey in Szene. Diese Vorstellung wird am 20. b. zu wohlthätigem Zweck, nämlich zu Gunsten verarmter Gefährtente, wiederholt.